



Der Spiegel

für
Kunst, Eleganz und Mode.

Sechszehnter Jahrgang.

Redakteur: **Sam. Rosenthal.** Verleger: **Fr. Wiesen's** Wittwe und **S. Rosenthal.**

79.

Wesß und Ofen, Mittwoch, 4. Oktober.

1843.

Die Allgewalt der Töne.

Skizze aus dem Künstlerleben.

Henrich Isak, ein bekannter Komponist im sechszehnten Jahrhundert, drückte — als er sich gezwungen sah, Inspruck, wo er vorzugsweise gern lebte, verlassen und sich nach München begeben zu müssen — seinen tiefen Schmerz über diese Trennung in einem Liede aus, welches mit den Worten begann: „Inspruck, ich soll dich meiden!“ Der Kummer des Künstlers war in der That wahrhaft, tief empfunden, und die Musik, in der er ihn aussprach, eben deshalb im eigentlichsten Sinne ergreifend. — Der Eindruck, welchen dies Musikstück machte, grenzte daher an das Wundervolle; ganz Deutschland wiederholte diese Zaubertöne und selbst die Kirche bemächtigte sich derselben, um sie zu einem der schönsten und erbaulichsten geistlichen Lieder zu benutzen, die wir besitzen. Noch heutzutage, wo seitdem dreihundert Jahre verflossen sind, hört man von Alt und Jung, in den Städten und in den entferntesten, verstecktesten Dörfern, jenes herrliche Abschiedslied von Isak singen, und nicht leicht wird es ein Herz geben, das nicht von der Lieblichkeit und zugleich der Gewalt, welche sich in der großartigen Begeisterung des berühmten Komponisten und Dichters kund gab, tief bewegt werden sollte. Dieses Abschiedslied spielte späterhin eine Hauptrolle in einer rührenden Szene, welche sich im verflossenen Jahrhundert in Salzburg zutrug, wo damals Haydn (wohlverstanden nicht Joseph Haydn, der Komponist der „Schöpfung“, der „Jahreszeiten“ und so vieler köstlicher Symphonien, sondern Michael Haydn, welcher auch dort begraben ist und auf dessen Monument sich Salzburg nicht wenig einbildet) als Organist glänzte, und die ich hier erzählen will, so gut ich es vermag.

Die beiden Helden meiner kleinen Geschichte waren eifrige Schüler von Michael Haydn und mögen hier mit den Vornamen: „Rudolph“ und „Hermann“ bezeichnet werden. Hermann war einer von jenen Menschen, bei denen sich die Natur in Widersprüchen

gefallen zu haben schien und von dem man deshalb unter keinen Umständen vorhersehen konnte, was dereinst aus ihm werden würde; in ihm vereinigten sich alle Tugenden und alle Fehler. Zu seinem großen Unglück war ihm der Vater sehr früh, als er noch in der Wiege lag, gestorben und eine schwache, wenig umsichtige Mutter hatte seine Erziehung geleitet. Er war bereits zwanzig Jahre alt und hatte niemals den geringsten Widerspruch erfahren, oder die Kunst erlernt, sich in den Willen eines Andern fügen zu können. Bei dem heißen Blut, welches in seinen Adern förmlich siedete, ward Hermann, je mehr er sich entwickelte, immer eigenfinniger, absprechender, rachsüchtiger, und kannte keine andere Vorstellung von dem Guten und Bösen, als den Eindruck, welchen der Augenblick auf ihn machte; Alles kam darauf an, ob seine Leidenschaftlichkeit Befriedigung oder Widerspruch erfuhr. Indes darf man doch nicht verschweigen, daß das Grundprinzip in dem Charakter dieses heftigen Jünglings, so ausschweifend und regellos es sich auch ausdrücken mochte, immer ein edles, tugendhaftes war, so daß er bei seiner ganz besondern Eigenthümlichkeit nach Befinden der Umstände eben so gut zum Verbrecher, als zum Helden sich ausbilden konnte. — Bescheidenheit, Sanftmuth und unendliche Herzengüte unterschieden Rudolph sehr wesentlich von seinem hitzigen, heftigen, hochfahrenden Freunde; eben so anspruchslos als tief gebildet, machte er, da er nur überzeugen, nicht aber blenden oder beherrschen wollte, anfänglich keinen besondern Eindruck, desto bleibender und lebendiger war aber dieser Eindruck bei näherer Bekanntschaft, eben deshalb, weil Rudolph nicht nach Bewunderung geizte, und es eben so wenig in seiner Absicht lag, Diejenigen, mit welchen er in Berührung kam, überraschen zu wollen. Er war gefällig, leutselig, duldsam, aber beharrlich in seinen Meinungen und Jeder bemühte sich um Rudolphs Freundschaft, die man, je näher man ihn kennen lernte, desto werther hielt, desto höher achtete.

Nach dem, was hier, freilich nur in ganz allgemeinen Umrissen, über die Gemüths-Beschaffenheit dieser beiden Jünglinge gesagt worden, sollte man glauben, sie hätten durchaus nicht für einander gepaßt; gleichwohl knüpfte die Musik das Band der Freundschaft unter ihnen und fesselte Sinen an den Andern. Sie waren Beide, wie schon gesagt, Schüler von Haydn, der sich als Organist und Komponist geistlicher Musiken einen Namen gemacht hat, der aber doch zugleich, ungeachtet seiner großen Verdienste, während seines ganzen fleißigen, thätigen Lebens sich vornehmlich durch Zurückgezogenheit und Bescheidenheit auszeichnete. Seine beiden Schüler machten rasche Fortschritte und man hätte ihnen schon damals mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen können, wie berühmt sie einst werden würden. Das Merkwürdigste war aber die Erscheinung, daß, ungeachtet sie einen und den nämlichen Lehrer hatten, der Einfluß dieses Lehrers doch nicht so groß war, um die Originalität ihres Geistes, die Beide sich ungechwächt erhielten, im Geringsten beeinträchtigen zu können. Ernsthaft und erhaben, sanft und melodisch waren Rudolph's Phantasten; wild, seltsam, ungeordnet die Hermann's. Während das Spiel des Erstem einen unendlichen Liebreiz entwickelte, unwillkürlich jeden Zuhörer das wahrhaft Himmlische seiner Töne entzückte, und dessen Seele in süße Luft versenkte, regte das des Letzteren gewaltig auf, erfüllte das Herz mit Schrecken, brachte das Blut in mächtige Wallung; es lag gewissermassen etwas Diabolisches in seinen Kompositionen.

Die Eifersucht, womit sich in der Regel zwei Nebenbuhler betrachten, dieser grimme Feind, der so selten gestattet, daß zwischen solchen Wettstreitenden wahre Freundschaft sich entwickeln kann, zog keinesweges mit ihrem störenden Unfrieden in die Herzen der beiden jungen Künstler ein; sie verfolgten ein und die nämliche Laufbahn, allein auf so ganz von einander verschiedenen Wegen, daß Jeder von ihnen hoffen durfte, die höchste Stufe zu erreichen, ohne Furcht, den Freund zu überflügeln oder zu verdunkeln. Ist aber auch auf dem höchsten Gipfel der Kunst Platz für Zwei vorhanden, kann man, um zu diesem Gipfel zu gelangen, sich gleiche Berechtigung auf Ruhm, Ehre, Anerkennung zu erkämpfen, zwei ganz verschiedene, einander entgegengesetzte Wege einschlagen, so hat es doch mit der Liebe eine andere Bewandniß; das weibliche Herz läßt sich nicht theilen, und um es ganz und ungetheilt zu erobern, gibt es nur einen einzigen Weg. Die Liebe war also auch hier die Klippe, an welcher Hermann's und Rudolph's Freundschaft scheitern sollte.

Eines Abends war Gesellschaft bei einem angesehenen Einwohner der Stadt, dem Hauptmann W*, dessen Tochter, mit Hilfe ihrer Mutter, ein kleines Musikfest veranstaltet hatte. Clara, so hieß dieses liebenswürdige Kind, verband mit einer hinreichend schönen Gestalt ein gefühlsvolles Herz und einen hochgebildeten Geist: sie war eine vortreffliche Klavierspielerin, aber noch nie hatte sie sich öffentlich hören lassen und mit all dem Stolz und all der Unruhe, welche den Lehrer ergreift, wenn sein Schüler, der ihm Ehre bringen und seinen Ruf befestigen soll, zum ersten Male Probe seiner Kunstfertigkeit abzulegen im Begriff ist, stellte Clara's Mutter an jenem Abend der Gesellschaft ihre geliebte Tochter vor. Auch Hermann und Rudolph waren gebeten und beiliefen sich um so angelegentlicher, sich einzufinden, als Clara's Talente selbst von den erbittertesten Feinden ihres Vaters anerkannt und belobt wurden, und daher die Neugierde der beiden jungen Künstler, deren Ohr jene Lobsprüche erreicht hatten, auf das Höchste gespannt war.

(Fortsetzung folgt.)

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Das Gespenst der Scheinehre.

Duelle! — Im Staate Pensilvanien gilt ein sehr verständiges Gesetz. Es verbietet den Zweikampf unbedingt; wer sich aber dennoch duellirt, der wird als staatsgefährlicher Mensch, und weil er seine verschrobenen Begriffe von sogenannter Ehre zum Nachtheil seiner eigenen Familie und zu Schaden und Bekümmerniß der Angehörigen seines Gegners geltend macht, — ins Irrenhaus gesperrt. So weit sind wir im alten Europa noch nicht, aber es scheint, als wären wir auf dem Wege dazu. In England hat sich vor einigen Monaten ein Verein gegen die Zweikämpfe gebildet, dem die angesehensten Männer beigetreten sind. Sie haben den Zweikampf für eine ungesetzliche, vernunftwidrige und unchristliche Handlung erklärt, die eines gebildeten Menschen unwürdig sei. Und das ist sie auch. Der Zweikampf ist die konkrete Unvernunft und die schauerhafteste Rohheit; er schließt den Verstand aus und setzt die rohe physische Gewalt oder den blinden Zufall einer Klinge und einer Kugel über das Recht, über die Staatsgebote und über das Sittengesetz. Er gibt das Leben jedes Ehrenmannes der Willkür irgend eines beliebigen Kaufbolde's, der an ihm sein Muthchen fühlen, der sich unter seines Gleichen einen Namen machen, der prahlen will mit seinen aberwitzigen Begriffen von Standesehre oder von sogenannter persönlicher Ehre. Und da der Unverstand so weit geht, daß gewisse Rassen und Klassen sich ihre „Ehre“ selber privilegieren und andere Klassen der „Genugthuung“ für unfähig erklären, so liegt in dem ganzen Unfuge auch noch eine schändliche Ungerechtigkeit gegen die große Mehrzahl der Staatsbür-

ger. Man will einen Mann, dem man sonst nicht ankommen kann, moralisch vernichten; man benutzt dazu einen Duellanten und verweigert ihm die Satisfaktion. Dann hat man ihn auch, wie man glaubt, todtgemacht, und jubelt; aber die öffentliche Meinung ist heut zu Tage stärker als Duellanten und Kaufbolde von Profession, die man verachtet, oder als Ritter, die für ein Gespenst von Scheinehre in den Windmühlkampf ziehen. Ueber diese lächelt der Bürger. — Was hier gesagt wurde, das bezieht sich nicht etwa auf eine Person, sondern auf das Allgemeine; es ist die Ansicht des thätigen, arbeitenden und achtbaren Bürgerstandes, der wichtigere Dinge zu thun hat und seine Zeit besser anwenden muß, als im Müßiggange, der aller Laster Anfang ist.

Als Mirabeau der Hosparthei gefährlich wurde, verbündete sich ein halbhundert junger Edelleute, um den einflußreichen Redner aus der Welt zu schaffen. Die heldenmüthige Tafelrunde trank in den Schenken auf den Tod des verhafteten Gegners, und dann schickte sie ihm Herausforderungen in die Nationalversammlung. Mirabeau aber schilderte den Muth dieser ritterlichen Jünglinge der ganzen Versammlung und bemerkte lakonisch: „Das wäre eine wohlfeile Art, mich ums Leben zu bringen; aber ein Mirabeau ist zehntausend solcher Junker werth, die man auf allen Straßen flaniren sieht.“ Und er fuhr fort in der Versammlung zu wirken, und kein Mensch in der Welt, wenn er anders fünf Sinne hatte, verargte ihm, was er gesagt; man machte nur Wize über die tapferen Fünzig.

Nehmen wir nun D'Connell. In seiner Jugend ließ er sich zu einem Duell verleiten und erschoss seinen Gegner. Noch heute sagt

er: wenn er auf sein Leben zurückblinke, so habe er sich nichts so schwer vorzumerken, als jene sündhafte Unvernunft, die er bis zu seinem Todestage bereuen werde. Er hat sich seitdem nicht mehr geschossen. Was wäre auch den Irländern, den Schwergedrückten, damit genutzt gewesen, wenn irgend ein unbedeutender Gesell, der sich eine künstliche Ehre einbildet, den großen Mann todtgeschossen oder erstochen hätte? Duzende solcher Gefellen haben dem großen Irländer Herausforderungen zugeschickt, — er hat sie verachtet, hat lieber an seiner Lebensaufgabe rüstig weiter gearbeitet, hat die Erde mit dem Ruhme seines Namens erfüllt, wird in der Geschichte fortleben und kann es sich gefallen lassen, daß der Böbel seiner Gegner den Mann, der das Gesetz und das Gebot der Religion höher stellt, als Willkür und Unvernunft, den dikken irischen Bettler nennt. Diesen müßiggehenden Sinekuristen steht es wohl an, über einen Mann, der Ruhe und Vermögen der Sache seiner Nation opfert, so wegwerfend abzuurtheilen; denn Edelmut wohnt nicht in ihrer Seele.

Ein Duellant von Profession ist ein gefährlicher Mensch. Wenn nicht ins Zuchthaus, gehört er doch ganz bestimmt ins Irrenhaus. Zu meiner Zeit war in Göttingen ein Mensch, der am Ende des siebenten Halbjahrs, als er die Universität verließ, „siebenundachtzig Mal“ sich geschlagen hatte und unter seines Gleichen für einen „Hauptthahn“ galt. Er hatte nie eine Wunde bekommen, und die Klagen, mit welchen er seine Heldenthaten ausgeführt, standen als Paradenstücke in seinem Zimmer. Zu guter Letzt wollte er die beiden Axt vollmachen und sich zum achtundachtzigsten Male schlagen. Er kam aber an den unrechten Mann, der ihm in den Schädel und durch das Gesicht hieb, so daß der Kaufbold ein Vierteljahr liegen blieb und entsetzliche Schmerzen litt. Und das von Rechts wegen. Die Nemesis bleibt nicht aus, und die Unvernunft muß gezüchtigt werden.

Im Duell liegt eine Art von Viechheit, denn nach dem Blute seines Nebenmenschen zu dürsten, ist roh und des Menschen unwürdig. Es ist nichts weniger als ritterlich, und Römer und Griechen, die doch auch tapfere Krieger waren, wollten vom Zweikampfe nichts wissen. Das Duell ist vom Gesetze verboten, und in der Gesetzesübertretung liegt doch wahrhaftig nichts Ritterliches. Wofür ist denn das Gesetz da, wenn es nicht beobachtet werden soll, oder wenn die, welche es willkürlich übertreten, nicht bestraft wer-

den? Ist es recht, daß man den, welcher einen Duellmord begangen, noch als Helden ausposaunt?

(Beschluß folgt.)

Presß-Beitrag.

Von Bedeutung ist für die preussischen Zeitungsverhältnisse eine Entscheidung des Ministers des Inneren an den Oberpräsidenten von Westphalen, da sie eine vielfach besrittene Frage betrifft: „Gew. Exc. erwidere ich auf den gefälligen Bericht vom 24. v. M. ergebenst, daß die Herausgeber „periodischer Schriften“ zur Aufnahme der ihnen von Privatpersonen zugesendeten Annoncen, nach Lage der bestehenden Gesetzgebung nicht gehalten werden können. Berlin, den 18. Juli 1843.“ — Die preussische Oeffentlichkeit verfällt dadurch der Willkür der Zeitungsprivilegiaten. So lange Journale einer Konzeffion zum Erscheinen bedürfen, herrscht keine Konkurrenz, frei genug, um dieser Willkür zu begegnen. Eben so wie der konzeffionirte Gasthof verpflichtet ist, jedem Reisenden Obdach und Herberge zu gewähren, müßte auch jede konzeffionirte Zeitung verbunden sein, Ankündigungen, die den von ihr aufgestellten Bedingungen entsprechen, ohne Weigern abzudrucken.

** Einst schlugen die Quacksalber und Charlatane der Heilkunde ihre Bühne auf dem Markte auf. Jetzt sind sie, sammt dem Hanswurste, im Buchhandel zu finden. Wenn wir nach den Büchertiteln urtheilen dürfen, so gibt es keine unheilbare Krankheit mehr und mit dem Nächsten erwarten wir ein umfassendes medizinisches Werk, welches die Ueberschrift führen wird: „Fort mit dem Tode!“ Oder: „Keine Sterblichkeit mehr!“ — Erstreckt sich denn die Gesundheitspolizei nicht auch auf die Presse? Oder ist das Quacksalberübel das einzige wirklich unheilbare?

** In Frankfurt a. M. wird eine Zeitschrift: „Der Faunus“, vom Buchhändler Franz Hedler begründet. Die Herren Braunsfels, Greizenach, Schnyder v. Wartensee, Wilh. Speyer u. A. werden als Mitarbeiter genannt.

** Freiligrath's Gedicht auf Don Diego Leon's Tod: „Exoriare aliquis“, macht, ins Spanische übersezt, so eben großes Aufsehen im Vaterlande Don Diego Leon's und dessen, der ihn hinrichten ließ.

** Vom 1. Oktober an wird in Berlin eine neue Zeitschrift mit dem Titel „deutsches Nationalblatt“ unter Redaktion des Hofraths

Dr. Rousseau (keineswegs, wie es scheint, ein Geistesverwandter Jean Jacques) erscheinen. Die Probenummer zieht gegen Herwegh, Dingelstedt und die einmal fingirten Berliner Freien zu Felde. „Es ist schon lange her“ — deutet aber doch die Richtung des neuen Blattes an, welches ein deutsches Nationalblatt sein will.

** Was das „Schiller-Format“ für die Ausgaben der Klassiker, scheint jetzt das Format der weiland Held'schen „Lokomotive“ für die (klassischen?) Journale werden zu wollen. Der „deutsche Courier“, die neue Folge der „Eisenbahn“ und Herlossohn's neue Zeitschrift, der „Morgenstern“, haben sich bereits in dies Gewand gekleidet. Als ob das Kleid den — Held machte!

Mignon - Zeitung.

Paris. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit ist, daß in einem Lande wie Frankreich, wo ein Jeder das Recht hat, sich das Wörtchen von an den Namen zu setzen, wo ein jeder sich Marquis oder Graf betiteln kann, der Adel immer mehr und mehr wieder in seine alte Stellung tritt und die Sucht nach Titeln sich vergrößert. Wie viele Von gibt es hier, die nie von Adel waren! Garnier Cassagnac ist ein bürgerlicher Sohn eines Apothekers von Toulouse, heißt sich de Cassagnac und schreibt ein Buch, wo er die Adelsrechte bis auf Herkules hinauf revidirt. Balzac ist ebenfalls von bürgerlichem Geblüt. Hundert andere noch zeichnen de und waren es nie, u. doch gibt es Leute, die sich Alles kosten lassen, um adelig zu sein — und doch scheint die hiesige Gesellschaft sich wieder in ihre alten Verschanzungen zu stellen. Hat doch Larochesjaquelin, der von sehr zweideutigem Adel ist, Berryer seine Stellung in der Legimität streitig machen wollen, weil er nicht von Adel ist; freilich wollte er seine 150,000 Fr. haben, da er selbst fürchterlich viel braucht. Nun aber ist es hier schon seit der Restauration Mode, daß die Adelligen ihre Söhne mit sehr reichen Kaufmannstöckern verheirathen, während ihre Töchter bloß wieder Adelige heirathen. Die bürgerlichen Töchter fühlen sich durch diese Allianzen sehr geschmeichelt, wissen aber nicht, daß dadurch ihre Geschlechter wieder um drei Jahrhunderte zurückgeführt werden. In diesem Augenblicke ist der Adel in Frankreich reicher als je und er zieht jeden Tag den Haupttreichthum, den Boden an sich. Sie

und da gibt es Ausnahmen, d. h. reiche Bankiers und Fabrikanten, die ihre Töchter den Adelligen verweigern, aber durch die Bank geschehen hier solche Vereinigungen fast alle Wochen. Die reichen Kaufleute werden mit adelligen Heiraths-Anträgen buchstäblich bestürmt. Ist die Heirath einmal geschehen, so entstehen nicht selten die unglücklichsten Szenen, denn der Adelsstolz erhebt sich mehr und mehr.

New-York. Eine Sängerin, die viel Geld verdiente, aber noch weit mehr brauchte, bekam wieder Schulden-Arrest; das Theater konnte ohne sie nicht auskommen; es wurde vermittelt, daß sie allezeit zur Probe und Vorstellung im Wagen mit Wachen abgeholt werden sollte. Dies reizte die Menge so, daß Alles nun die Sängerin hören wollte — die mit Wache transportirt wurde. Niemand befand sich besser dabei, als der Direktor. Aber die Gläubiger wußten sich zu helfen. Sie gingen hin zum Direktor und sagten, sie würden sich mit Mad. *** vergleichen, und, um nicht länger Aufsehen zu machen, ihren Arrest aufheben. „Meine Herren, einen Vergleich!“ sagte der Direktor; „lassen Sie die Dame, die sich nichts daraus macht, mit Wache transportiren, so lange dies die Menge in mein Haus zieht, und ich zahle Ihnen von jeder Einnahme, die über 500 steigt, 100 Gulden auf Abschlag Ihrer Forderungen.“ — Das hatte man nur gewollt, und das liebe Publikum zahlte wirklich auf diese Weise in aller Unschuld die drückendsten Schulden der Dame ganz ab.

London. Die Londoner Straßenpolizei ist die ausgezeichneteste, die es vielleicht gibt. Alle zwei- bis vierhundert Schritt geht in den Hauptstraßen bei Tag und Nacht ein solcher Beamter ruhigen Schritts auf und ab, kenntlich allein an dem Schnitt des Fraks, über den bei Regenwetter ein kurzer Wachstafeltragen gehängt wird, an der Nummer und dem Gürtel um den linken Arm. Ohne zu sprechen erhält ihre Gegenwart überall Ordnung; mit unermüdblicher Artigkeit orientiren, belehren und warnen sie den Fremden, besonders Abends und Nachts, und der moralische Eindruck ihrer Erscheinung wirkt selbst auf Trunkene und Wüthende augenblicklich, wo bei uns zu Lande Faust und Säbel oft vergeblich die Autorität zu sichern vermag. Dreitausend dieser Beamten sollen in London täglich auf den Straßen sein; alle zeichnet derselbe Anstand, Ernst und Höflichkeit aus.

Grätz. Die Naturforscher haben hier herrlich gelebt. Das Innerösterreich. Ind. und

Gew.-Blatt sagt über das Abendfest im Burggarten unter Anderm: „Nicht minder schwierig, als die höchst anziehenden Einzelheiten des großartigen, durchaus im reinsten Geschmacks drappirten, mit Teppichen belegten Lokales hervorzuheben, in dessen Fronte auf zwei Orchestern, das eine mit steierischer Nationalmusik und Alpenfängen, das zweite durch eine Zigeunerbande besetzt, abwechselnd ihre originellen Weisen vortrugen, ist die Darstellung des Reichthumes, der Pracht, welche sich in Ausstattung der Tafeln und Buffets kund gab; was man in den Chroniken des guten alten, in dieser Art der Lebensfreuden so erfindungsreichen Deutschlands von Banketten, Hoffesten u. Hochzeiten liest, ließ sich hier nach den Regeln des vorgeschrittenen Geschmacks veredelt, wieder finden. Ganze Hirsche, die gewaltigen Kronen ihrer 16- und 18- endigen Geweihe tragend; Gemsen, Rehböcke mit ihren Kränzen, mit zierlichen Festons, größeren und kleineren Wildgeflügels behangen, auf moostiger blumenbesäeter Unterlage ruhend, Eberköpfe mit blanker drohender Wehr, die die purpurgesprenzte Forellen in durchsichtigem gestoktem Gewässer schwimmend, tausend Gestalten und Formen, in die die vollendete Kochkunst ihre Gaben kunstreich zu kleiden versteht, ließen auch den eplustigsten Beschauer innigst bedauern, daß der Zweck des schönen Werkes dennoch die Vernichtung sei.“ (Welche naturhistorische Betrachtungen ließen sich da nicht anstellen!)

Etwas von Allem. Aus Mondovi in Oberitalien vom 14. vor. M. wird der „Dibaskalia“ geschrieben, daß die Familie Milanollo seit einiger Zeit an dem genannten Orte sich aufhält und dort noch drei bis vier Wochen verweilen wird. Die berühmten Künstlerinnen haben sich die, nach ihrer großen Kunstreise und den damit verknüpften Anstrengungen, nothwendig gewordene Ruhe und Erholung vergönnt und befinden sich im besten Wohlfsein und in der heitersten Stimmung. Gegen die Mitte des Monats Oktober werden sie das schöne Land ihrer Heimath wiederum verlassen, um eine neue Wanderung nach Deutschland (auch nach Pesth) anzutreten.

Man schreibt aus Grätz: „Der humoristische Schriftsteller und Vorleser, Dr. F. Wieß, aus Wien, ist vor einigen Tagen hier eingetroffen und gibt Montag, den 2. Oktober im hiesigen Theater eine humoristische-musikalische Soiree, in welcher der Sän-

ger Wild, der hier mit sehr vielem Beifall gastirt, und unsere ersten Bühnen-Talente mitwirken werden.“

Der älteste Baum soll eine Fichte sein, die am südlichen Abhange des Montblanc steht; man gibt ihr Alter auf 1200 Jahre an. Ihr Stamm hat über der Wurzel einen Umfang von 24 Fuß.

Als neulich an einem Theetisch die Frage aufgeworfen wurde: „Warum noch kein Frauenzimmer eine Oper komponirt habe?“ führte eine junge Dame den „Freischütz“ und „Oberon“ an, um der Gesellschaft auf kürzestem Wege die — Maria von Weber in's Gedächtniß zurückzurufen.

Ein neues französisches Wort! — Ein Pariser Tourist, Herr Bellanger gedenkt in seinem, in diesem Jahre erschienenen Reise-Werke unter Anderem auch der bairischen u. österreichischen „Kelleresses“, d. h. — Kellnerinnen.

Eine Geschichte macht jetzt in Mecklenburg die Runde, deren Inhalt jedoch nicht verbürgt werden kann Vor einiger Zeit fuhr in Röbel, einer Stadt am Müritzersee, ein eingeseffener Ritter sehr rasch durch die Straßen und beschädigte dadurch ein Kind. Der Magistrat sah sich daher genöthigt, die Verschärfung eines ohnehin noch bestehenden Gesetzes, wonach in den Städten Niemand jagen darf, bei der Landesregierung in Antrag zu bringen und die größere Anzahl der um Röbel wohnenden Ritter thut diese Stadt — in Verzug, so daß derselben die ohnehin nur unbedeutenden Erwerbsequellen noch spärlicher, wie sonst, zufließen.

Die Naturforscher werden im künftigen Jahre in Bremen ihre Wahlzeiten halten.

Im künftigen Jahre kommt das Gebäude des Musikvereins in Wien (unter den Tuchlauben) zur Auspielung. Unternehmer ist der Großhändler David Pollak.

Der Bericht über die letzte Volkszählung im J. 1841 in England und Schottland ist jetzt veröffentlicht worden. Die Bevölkerung von England (ohne Wales) betrug damals 14,995,138, von Schottland 2,620,184 Seelen. In England bestanden in jenem Jahre zwei Proz. und in Schottland fünf Proz. der gesammten Bevölkerung aus eingewanderten Irländern.

In Warschau ist der reichste polnische Magnat Graf Branicki, Sohn des ehemaligen Großkronfeldherrn von Polen, kürzlich gestorben. Sein Nachlaß wird auf hundert Millionen polnische Gulden (16 bis 17 Mill. Thlr.) angegeben. Die Requien wur-

den in
vollge
Herr
eine K

der C
handl
Biogr
kannt
che,
sie n
doch

M
S ch o
se. S
sität
so wie
sie gl
Auffa
erhiel
ward
Male
dienst
dieser
unser
len zu
sonder
brav.

P
sten A
von A
das d
mehre
gab,
selbst
gemein
als ea
poetise
Gemü
gebild
sand.
lis, d
kleiner
Defor
hervor
K e g
Museu
dies
stif d
wie P
te, so
ne K
hat u
studirt
kräftig
die id
repräs
eine W
bewun

den in der Hauptstadt mit ungeheurer Pracht vollzogen, und die Leiche dann nach seiner Herrschaft bei Kiew abgeführt. Letztere soll eine halbe Million Seelen umschließen.

* * In den eben erschienenen „Genossen der Gegenwart“ (Woesfeld, Riese'sche Buchhandlung, 1843) findet man unter den neuen Biographien auch eine Schilderung des bekannten Emil Girardin, und zwar eine solche, daß man mit Grauen erfüllt wird. Wenn sie nur halb wahr ist, bliebe der Genannte doch jeder Ehrlichkeit fern.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Nationaltheater. Am 30. v. M. gab Mad. Schodel die Lucrezia Borgia bei vollem Hause. Sie führte diese Parthie mit wahrer Virtuosität durch und war in Gesang und Vortrag, so wie in der effektvollen Spielweise, in der sie glühende Leidenschaftlichkeit mit dramatischer Auffassung verband, gleich ausgezeichnet. Sie erhielt die lebhaftesten Beifallsbezeugungen und ward nach den Szenen und Akten unzählige Male gerufen. Hr. Joob war nicht ohne Verdienst als Gennaro; allein Moriani steht in dieser seiner besten Parthie noch zu lebhaft vor unserer Phantasie, um hier unbefangenen Urtheilen zu können. Hr. Konti (Herzog) schien nicht sonderlich disponirt. Chöre und Orchester sehr brav.

Deutsches Theater. Am 30. v. M. zum ersten Male: „der Paria“, Trauerspiel in 1 A. von Michael Beer. Ein kleines Tendenzstück, das der verstorbene geistreiche Dichter schon vor mehreren Jahren in einem Taschenbuch herausgab, das sich aber nicht für die Bühne eignet, selbst wenn die Intention des Dichters im Allgemeinen mehr begriffen und aufgefaßt würde, als es hier der Fall war. Indessen hat es eine poetisch-schöne Sprache, voll rührender, das Gemüth ergreifender Stellen, was auch vom gebildeten Theil des Publikums Anerkennung fand. Gespielt wurde von Seiten der Mad. Kallis, der H. H. Wagner und Dietrich und der kleinen Theresie Kallis sehr löblich. — Die neue Dekoration brachte keinen sonderlichen Effekt hervor. — Nach dieser Tragödie stellten Herr Regenti und dessen Schüler ein „großes Museum von Marmorstatuen“ dar. Es sind dies Meisterwerke antiker und moderner Plastik durch lebende Menschen nachgeahmt, und wie Pygmalion seinem Steine Leben einhauchte, so werden hier lebende Menschen in steinerne Regungslosigkeit verwandelt. Herr Regenti hat unstreitig die Kunstwerke, die er imitiert, studirt, u. sein Körperbau ist, wenn auch nicht kräftig genug, doch so ziemlich ebenmäßig, um die idealen Gestalten der Künstler täuschend zu repräsentiren. Am Meisten aber ist seine fast eine Minute lang anhaltende Regungslosigkeit zu bewundern. Wenn diese Figuren gerade nicht

dem Marmor gleichen, so sehen sie doch den alabasternen Gruppen ähnlich, wie wir sie im Kleinen auf unsern Stokuhren sehen. Die vier Gruppen von Abel und Cain gefielen besonders.

— Den 2. d. gab die französische Gesellschaft: „Les trois quartiers de Paris.“ Comedie en trois actes et en prose, par Mrs. Picard et Mazères. — So einfach auch das Sujet dieser Komödie erscheint, so viel Interesse gewährt es Jenen, die in den handelnden Personen den reinen Typus der Prätenfionen der Pariser Geldaristokratie, gegenüber jener der Gentry und Noblesse, erkennen. Herr Desroffiers, ein reicher Kaufmann, will, unterstützt von seinem alten Freunde Després, eine Spece Allermeltmann und Schmarozzer, die Hand einer schönen, jungen Pariserin ernegeziren. — Hr. Desroffiers, über die Periode eines Jünglings weit hinaus, glaubt mit seinem Vermögen all die Reize u. Ansprüche, die eine Konvenienzheirath fördern müssen, aufzuwiegen. Er wird bei der Tochter eines Kaufmannes, dann bei der Schwester eines Banquiers und, nicht eingeschüchtert von den empfangenen Körbchen, zuletzt bei der Gräfin Montfort von seinem schmarozirenden Eheprokurator Després, dem lebendigen Auskunftscomptoir, eingeführt; überall erliegt die Macht seines Reichthums gewaltigern Prätenfionen, und er muß mit langer Nase und mit der Lehre: „Gleich und gleich gesellt sich gern“, abziehen. Wie Alles, worin das Leben und Treiben sich spiegelt, wurde auch diese Picee mit kaum unnachahmlicher Naturwahrheit von dem trefflichen Ensemble dieser Künstlergesellschaft dargestellt. Am Hervorragendsten jedoch imponirten in Ton und Haltung die H. H. Séguy, Varangot und Sainval, und die Damen Solier, Mutter und Tochter. Das Haus wahr sehr gut besetzt und die Künstler erfreuten sich der geziemenden Anerkennung durch wiederholtes Hervorrufen nach den Schlußakten.

Weil.

— Bei sehr vollem Hause ward letzten Sonntag Schillers Meisterwerk: „Wilhelm Tell“ gegeben, und die im Ganzen sehr gute und fleißige Darstellung erfreute sich des Beifalls des Publikums. Hr. Dietrich gab zum ersten Male die Hauptrolle u. beurfundete darin neuerdings sein schönes Talent als Charakterdarsteller. Es war kein Haschen nach Effekt sichtbar, sondern er führte die Rolle mit Ruhe und konsequenter Haltung, ganz würdig der Intention des großen Dichters, durch. Wahrhaft erschütternd war sein Spiel im dritten Akte und in der Schlussszene. Er ward an diesem Abend 5 bis 6 Mal gerufen. Lobenswerth waren auch Hr. Wagner (Melchthal), die Damen Kallis und Grill, die H. H. Berg, Kallis, Windisch, Echten u. s. w.

—r.

Öfner Sommertheater. Am 1. d. M. zum ersten Male: „Vierundzwanzig Stunden Königin“, humoristisches (?) Gemälde von C. W. Koch, die Musik von Adolf Müller. — Das Sujet dieses Baudevilles, wie das Stück eigentlich heißen sollte, ist nicht neu, es ist größtenteils aus Adams Oper: „Die Königin von einem

Lage“ entnommen, aber gut und bühnengewandt zusammengestellt, trefflich, dem deutschen Geschmacke angemessen, bearbeitet und bietet einige sehr gelungene Situationen dar. — Die Musik ist gefällig, munter und ganz dem heiteren Inhalte des Stückes gemäß. — Die Ausstattung und Aufführung waren gut, und vor Allem verdient Dem. Senny Mey ehrenvolle Erwähnung; sie war in ihrer Rolle gleich ausgezeichnet in den Spielen wie im Gesange. Herr Köppler war etwas zu kalt und abgemessen, während Hr. Fröhlich seiner Rolle etwas zu viel Kolorit verlieh. — Das Haus war, des ungünstigen Wetters wegen, schlecht besetzt, u. es scheint, als ob die schönen Tage von Aranjuez“ des Dfner Sommertheaters für dieses Jahr vorüber seien; doch braucht Direktor Huber nicht zu schillern weiter zu sprechen: „Wir sind vergebens hier gewesen“, denn sein Unternehmen hat sich jedenfalls in finanzieller Hinsicht realisiert, und in künstlerischer Beziehung hat er das Bewußtsein, den Bewohnern von Pesth und Ofen während dieses Sommers viele angenehme Unterhaltung verschafft zu haben, und die Hoffnung, daß ihm auch ferner dieselbe Theilnahme geschenkt werde.

F. A. R.

— Das Pesther Tageblatt scheint etwas ungehalten darüber, daß wir in unserm letzten Blatte eine Notiz von ihm, unter der Aufschrift: „Offizielles“, entlehnten, wenigstens zeigt dies der Ton, mit welchem es, wahrscheinlich aus Repressalie, einen Artikel aus dem Spiegel entlehnte und kommentierte. Aber ein guter Ton ist es schwerlich, denn anstatt den Spiegel, wenn er es anders verdient, zu reprehendieren, läßt es, sehr ungalant, seinen üblen Humor einer beliebigen Sängerin empfinden! „Sollen wir warten,“ heißt es, „bis Dem. Rosetti alt und korpulent, gefezt und erfahren geworden ist, um uns an der gelungenen Ausführung dieser großartigen Aufgabe (Antonina) zu lassen?“ — Nun fragt es sich, was hat denn die Sängerin mit der von uns entlehnten Notiz zu schaffen? Oder haben wir je gesagt, daß man mit der Antonina warten soll, bis Dem. R. reif dazu sein wird? — Aber auch wenn man offiziell schreibt, begeht man so manche Inkonvenienz, u. in der offiziellen Sprache soll das wohl heißen: „Auf eine mit oben bezeichneten Eigenschaften begabte Primadonna assoluta brauchen die Pesther nicht lange mehr zu warten und sie sollen diese Primadonna absolut haben.“ — Wir haben nichts dagegen; aber warum dies Mal so verblümt? Warum nicht: „Wir sind er mächtig, mit Bestimmtheit u. s. w.“?

Lokalnotizen. (Rococco.) Die guten alten Zeiten sind wieder bei uns eingelehrt. Trotz Eisenbahnen, Dampfschiffe u. c. sind die alten

Herrn sieben Churfürsten wieder ins Leben getreten. Wer's nicht glaubt, der besuche sie, nämlich das neue, prachtvolle Rakosche Durchhaus in der Waizner- und Handgasse, und man wird finden, daß diese hohen Herrschaften wieder, wie von jeher, auf gute Küche und wohlbesetzten Keller halten. Zur näheren Erklärung melden wir, daß Hr. Franz Grahl die „Pfeife“ niedergelegt und sich in die „sieben Churfürsten“ begeben habe, wo Alles, mit Ausnahme der trefflichen Gasbeleuchtung, einen Rococco-Geschmack angenommen hat, sogar die Malerei von Gd. Molly ist à la Chinois Rococco und allerliebste, und was das Beste ist, auch der Wein ist Rococco, denn der gewesene Pfeifenwirth hält viel auf Rococco-Weine und ist daher ein würdiger Kellermeister bei diesen hohen Herrschaften.

v. Sz.

— Der ungarische Gewerbeverein hat nun im Redoutengebäude diejenigen Gegenstände aufgestellt, die er zur öffentlichen Auspielung ankaufte. Bereits sind etwa 260 verschiedene Artikel hiezu bestimmt; da aber der Verein noch immerwährend ankauft, so dürfte am Ende die Zahl der Gewinne wohl 300 übersteigen. Es sind darunter höchst interessante und werthvolle Gegenstände zu bemerken, man kann hier sehr ansehnliche und höchst willkommene Treffer machen. Wir bemerken hierunter z. B. einen köstlichen rothseidenen Divan, der um 170 fl. G. M., einen prächtigen Armstuhl, der um 100 fl. angekauft wurde, und andere Möbelstücke, die jedes Palais zieren würden. Dann ein prachtvolles Doppelgewehr (100 fl. G. M.), eine Cylinderuhr (80 fl. G. M.), mehrere kostbare Teppiche, Gallaßäbel, Sattel- u. Reitzeuge, Spbestefe, Lampen, Kleiderstoffe, fertige Kleidungsstücke u. s. w. u. s. w. Der Preis eines Looses ist nur 20 kr. G. M. und der Besitz eines solchen Looses verschafft freien Eintritt in diese Gewinnstaussstellung.

— Die Stadt Pesth beabichtigt im künftigen Jahre auf der Silber-Strasse eine große Kaserne bauen zu lassen. Man hofft, daß bei diesem Bau, mehr wie bei dem Bürgerhospitale, auch die äußere Verzierung berücksichtigt werden wird. Denn in neuester Zeit wird nirgends mehr ein öffentliches Gebäude aufgeführt, das nicht, außer seinem inneren Zwecke, auch zur Zierde der Stadt dienen sollte.

Der Pesth-Dfner Musikverein wird Sonntag, den 8. Oktob. l. J., Vormittag um 11 Uhr, im städt. Redoutensaale zu Pesth, eine allgemeine Versammlung abhalten, wozu die p. t. verehrl. Vereinsmitglieder geziemend eingeladen werden.

Beilage: „Der Schmetterling“, No. 19.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumeriert im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 31, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandl. G. Ehrenreich u. Neumann, G. Miller u. J. Wagner in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

Den, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.